

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Uganda

vom 01. Juli bis 13. August 2008

**„So wie Zucker sich in Milch auflöst und sie versüßt,
so fühlen wir uns in Uganda“**

**Idi Amins langer Schatten:
Die indische Minderheit in Uganda**

Von Priya Esselborn

Uganda, vom 01. Juli bis 13. August 2008



Inhalt

1. Zur Person	86
2. Uganda – Irgendwo in Afrika	86
3. Ein Kavalier alter Schule hat seinen Frieden gefunden	88
4. Wie organisiert man eine Massenausweisung?	91
5. Von Einigkeit und Uneinigkeit	93
6. „Wir“ mal anders	96
6.1 Die politischen Beziehungen zwischen Indien und Uganda	
6.2 Ein Parlamentsabgeordneter erzählt	97
6.3 „Streit gibt es doch sogar unter Brüdern“	98
7. Was für die Wirtschaft gut ist, ist auch für Uganda gut	100
8. Marabu-Störche und Wissenschaft auf höchstem Niveau	101
8.1 Die Inder, Ugandas Wirtschaft und Marx	102
8.2 Toleranz, Traditionen und Trends	104
8.3 Die richtigen Zutaten für Katogo	105
9. „Nicht für das Leben, für Indien lernen wir“ – Die Delhi Public School in Kampala	107
10. Jinja – Der Glanz glorreicher Zeiten oder das Benares am Nil	109
11. Gulu – Von der verbindenden Kraft der Liebe und des Sports	112
12. Danksagung	115

1. Zur Person

Priya Ingrid Esselborn, geboren 1977 in Saarbrücken. Studium der Theaterwissenschaft, Politikwissenschaft und Indologie in München. Freie Mitarbeit und Hospitanzen beim Saarländischen Rundfunk, Saarbrücker Zeitung, Pro 7 und RTL. 2003 trimediales Volontariat bei der Deutschen Welle mit Station im Südasienbüro der dpa in Delhi. Seit 2005 Chefin vom Dienst in der Südasienredaktion der Deutschen Welle in Bonn, seit 2007 für den Bereich Hindi mitverantwortlich. Als Reporterin Berichterstattung aus Südindien und von den Andamanen und Nikobaren beim Tsunami 2004. Weitere Reportagereisen u.a. nach Pakistan, Bangladesch, Nepal, auf die Philippinen und nach Israel. Bekennender Bollywood- und Fußballfan. Leidenschaftliche Köchin mit Faible für ungewöhnliche Kochrezepte. Nun auch aus Uganda. Die Zubereitung von Matooke (traditionelles Gericht aus grünen Kochbananen) im heimischen Bonn war allerdings nur von mäßigem Erfolg gekrönt.

2. Uganda – Irgendwo in Afrika

12. April 2007. Es müssen schlimme Szenen gewesen sein, die sich an jenem Tag in der ugandischen Hauptstadt Kampala abgespielt haben. Hunderte aufgebrachter Menschen griffen einen hinduistischen Tempel an, warfen Steine auf Geschäfte von Indern und Asiaten, brüllten ihren ganzen Hass mit Slogans wie „Alle Asiaten weg“ und „Für jeden gefällten Baum, fünf tote Inder“ hinaus. Drei Menschen kamen in die Schusslinie zwischen Polizei und dem aufgebrachten Mob und verloren ihr Leben. Die zunächst friedlichen Proteste richteten sich gegen Pläne der ugandischen Regierung, dem indisch-stämmigen Industriellen Mahendra Mehta einen Teil des Mabira Forest zum Anbau von Zuckerrohr zu überlassen. Für Umweltaktivisten ein Horrorszenario. Mabira ist ein Naturreservat, ein letztes Überbleibsel des üppigen Regenwaldes, der einst ganz Uganda bedeckte. Mit der Rodung von tausenden Hektar Urwald wären hunderte von Tierarten vom Aussterben bedroht.

Als ich die ersten Meldungen über die Proteste in Uganda las, wusste ich fast nichts über das ostafrikanische Land. Weder so genau, wo es liegt – es grenzt im Norden an den Sudan, im Osten an Kenia, im Süden und Südwesten an Tansania und Ruanda und im Westen an die Demokratische Republik Kongo – noch etwas über seine Vergangenheit. Doch die ist bitter. 1962 wurde Uganda von Großbritannien unabhängig. Eine Diktatur nach der anderen begann, das von Winston Churchill einmal als „Perle Afrikas“ bezeichnete

Land weiter zu zermürben. Milton Obote und der als „Schlächter von Afrika“ titulierte Idi Amin ermordeten während ihrer Herrschaft nach Schätzungen von Menschenrechtsorganisationen bis zu 800.000 Menschen. So grausam und so bestialisch, dass bis heute ein Vergessen, ein Aufarbeiten dieser Zeit schwierig ist. Idi Amin war es auch, der im Zuge seiner Afrikanisierungspolitik¹ 1972 zwischen 75.000 und 90.000 Inder und andere Asiaten des Landes verwies. Drei Monate Zeit gab er ihnen. Um die 50 Pfund und zwei Koffer durfte jeder mitnehmen. Viele versuchten, ihren Schmuck bei Temperaturen von durchschnittlich 25 bis 30 Grad unter mehreren Lagen Kleidung zu verstecken. Oft wurde ihnen auch dieses letzte Überbleibsel ihrer Identität auf dem Weg zum Flughafen oder Zug geraubt. „Gott habe ihm die Ausweisung im Traum befohlen“, soll Amin gesagt haben und „Wer die Kuh melke, müsse sie auch füttern“.

Die Inder waren Ende des 19. Jahrhunderts aus der damaligen Kolonie Britisch-Indien, zu der vornehmlich die heutigen Staaten Indien, Pakistan und Bangladesch gehörten, nach Britisch-Ostafrika gekommen. Zu diesem Protektorat zählte neben Kenia und Teilen von Tansania auch Uganda. Da Britisch-Ostafrika von Britisch-Indien aus wirtschaftlich gelenkt werden sollte, wurde 1905 sogar für kurze Zeit die Rupie als Währung eingeführt. Zunächst arbeiteten die Einwanderer im Straßen- und Eisenbahnbau. Ihnen folgten Händler und Geschäftsleute, risikobereite Abenteurer, die ihr Glück in der Fremde versuchen wollten. Über die Jahre erwirtschafteten sich die meisten ein beträchtliches Vermögen. Sie waren es, die im bis heute landwirtschaftlich geprägten Uganda die ersten Industrien gründeten. „Geldgierig“ seien sie, „arrogante Ausbeuter, die unter sich bleiben“, „nur an ihrem Vorteil interessiert“ – so die Klischees, die sich bis heute über die größte ausländische Minderheit im Land halten; die für alle Südasiaten gelten – egal, ob es sich nun um Inder, Pakistaner, Nepalesen, Bangladeschis oder Sri Lanker handelt.² Diesen Klischees will ich nachgehen, weil auch sie zu Uganda gehören. Und weil sich mit ihnen mehr als 35 Jahre nach dem von Amin befohlenen Massenexodus – wie es scheint – noch Politik machen lässt. So wie an jenem denkwürdigen 12. April 2007.

¹ Unter Afrikanisierung versteht man das Rückbesinnen auf die eigene afrikanische Identität und das Ablegen des kolonialen Erbes. Dies wurde in allen neu entstehenden Staaten Afrikas meist positiv bewertet. Vor allem Orts- und Personennamen wurden geändert: Léopoldville wurde zu Kinshasa (1966), Rhodesien zu Simbabwe (1980) etc. Amin verknüpfte mit Afrikanisierung jedoch auch seine Rassentheorie.

² Im Folgenden benutze ich fast ausschließlich den Begriff „Inder“ für alle Einwanderer aus Südasien. Die Inder stellen mit 95 Prozent die größte Gruppe von Einwanderern. Den Ugandern fällt zudem die Unterscheidung zwischen Indern, Pakistanern, Bangladeschis, Nepalesen und Sri Lankern schwer. Zudem gab es vor 1947 auch nur British-Indien, also nicht die heutigen Länder Indien, Pakistan und Bangladesch.

3. Ein Kavalier alter Schule hat seinen Frieden gefunden

Wie viele Mails ich geschrieben und wie viele Anrufe ich gemacht habe, um einen Gesprächstermin mit Mahendra Mehta zu bekommen, weiß ich nicht mehr. Doch endlich sitze ich in Lugazi, einem kleinen Ort etwa 40 km östlich von Kampala, in der Empfangshalle des Anwesens von Mahendra Mehta und warte auf den Industriellen, den „Zucker-Mogul“ wie er auch genannt wird. Von ihm erhoffe ich mir, dass er mir als Ausgangspunkt für mein Thema, Antworten auf die vielen offenen Fragen geben kann und Geschichte für mich wieder aufleben lassen kann. Hilfreiche Hände nehmen mir meine durchnässte Regenjacke ab. Uganda liegt am Äquator. Schon oft hat mich innerhalb weniger Minuten ein heftiger tropischer Regenschauer überrascht, der so schnell geht, wie er gekommen ist. Man reicht mir Tee und indische Spezialitäten. Samosas, das sind mit Kartoffeln und Erbsen gefüllte Teigtaschen und scharfes Knabberzeug. Draußen schreien die Pfauen und schlagen ihr Rad. Über 20 tummeln sich in den lieblich angelegten Gärten um das Haus und den Golfplatz. Mahendra Mehtas Haus liegt auf einem kleinen Hügel. Um es zu erreichen, muss man sich erst vom Eingangstor des riesigen Geländes durch das Wirrwarr von Straßen seinen Weg bahnen. Vorbei an einer Siedlung mit kleinen Häusern für die Angestellten, vorbei an Lagerräumen und anderen Fabrikanlagen. Es gibt sogar eine Schule, ein Krankenhaus, eine Post, eine Bank und mehrere Lebensmittelläden. Eine eigene kleine Welt, denke ich staunend. Der Mittelpunkt von Mehtas 350 Millionen Dollar schwerem Imperium mit seinen 15.000 Mitarbeitern weltweit.

„Good afternoon“, begrüßt mich Mahendra Mehta mit leiser Stimme. Doch sein Händedruck ist fest. „Bitte kommen Sie mit in mein Arbeitszimmer. Darf ich Sie zunächst meiner Frau Sunayana vorstellen?“ Nachdem wir uns in dem mit Büchern und Bildern seiner Enkel voll gestopften, leicht antiquiert wirkenden Raum gesetzt haben, schaut er mich durch seine Brille durchdringend an: „Was kann ich für Sie tun?“, fragt der 77-Jährige mit den silbergrauen Haaren höflich. Mit aristokratischer Eleganz sitzt er kerzengrade in seinem Lehnstuhl. Dennoch sieht Mahendra Mehta müde aus. So, als wolle er nicht noch einmal, dass jemand in seiner Vergangenheit rumkramt. Das ewige Neuanfangen hat ihn Kraft gekostet.

„Ich war gerade 19 Jahre alt, als ich 1952 die Geschäfte von meinem Vater übernahm. Der war mit nur 13 Jahren aus Porbander in Gujarat nach Uganda gekommen. Nach der Unabhängigkeit 1962 wählte man mich ins Parlament. Ich war einer der ersten Bürger, die einen ugandischen Pass bekamen. Acht Jahre lang kümmerte ich mich vor allem um die Modernisierung unserer Wirtschaft“, erzählt Mehta stolz. Doch dann hält er inne. „Mein zweites Kind, meine Tochter Radha war gerade in London geboren,

wenige Wochen alt. Am 4. August 1972 kam Amins Aufruf. Wir sollten das Land verlassen. Zunächst hieß es, alle Ausländer. Eine Woche später hieß es dann, alle, die nicht ugandischer Herkunft waren. Um Ugander zu sein, um das Land zu lieben, in dem man geboren wurde, muss man doch nicht schwarz sein, oder?“, sagt Mehta beschwörend. So als müsse er sich wieder mal rechtfertigen.

Uganda befindet sich zu dieser Zeit schon in Aufruhr, lodert, brennt. Günstlinge Amins erhoffen sich Gewinne, Gegner Amins „verschwinden“. Das Morden hat begonnen. Angst breitet sich aus. Auch bei Mahendra Mehta. „Ich kannte Amin als kleinen Jungen“, erinnert er sich. „Seine Mutter hatte hier bei uns in Lugazi gearbeitet. Ich ging zu ihm. Er war sehr nett und sagte, ich könne ruhig in Uganda bleiben, ihm bei der Verwaltung der Betriebe helfen, die zurückgelassen würden. Doch ich kannte seinen Charakter, dieses Gespaltene in seiner Persönlichkeit. Amin konnte mal nett sein, dann wieder zornig und böseartig.“ Mehta wusste, dass er sich auf Amins Wort nicht verlassen konnte. Dennoch blieb er im Land, aus Verantwortungsgefühl seinen Angestellten gegenüber, wie er sagt. Doch einen Tag vor Ablauf der Frist von 90 Tagen klingelt es an seiner Tür. Mehta, dessen Kontakte schon damals in die höchsten Kreise reichten, hat gerade mit den Botschaftern Indiens, Großbritanniens und den USA zu Mittag gegessen: „Der Polizeichef von Lugazi stand vor der Tür. Ich hätte noch 24 Stunden. Kurz nachdem er gegangen war, hörte ich es bereits in den staatlichen Nachrichten im Radio, dass auch ich das Land verlassen muss.“

Am nächsten Morgen kommen die Soldaten, Schergen Amins. Mehta überlegt noch, ob er fliehen oder ihnen gegenüberstehen soll. Doch es ist zu spät. Zehn Gewehrläufe zeigen auf ihn. Doch plötzlich sei eine bizarre Situation eingetreten: „Der Kommandant grüßte mich, teilte mir mit, dass es ziemlich kalt sei. Ob er und seine Männer etwas Brandy bekommen könnten. Dann begann er, mich freundlich zu fragen, wie es meiner Familie, meinem Bruder und meinem neugeborenen Kind ginge.“ Es stellte sich heraus, dass der Vater des Kommandeurs über 40 Jahre in Lugazi für die Familie Mehta gearbeitet hatte und er als Sohn mit einem Stipendium im Ausland hatte studieren können. „May God be with you, sagten sie zu mir. Auf Befehl ihres Kommandeurs stellten sich alle Soldaten in einer Reihe auf und salutierten“, erinnert sich Mehta dankbar.

Daniel arap Moi, von 1966 bis 1978 Vizepräsident Kenias war ein enger Freund Mehtas. Er half ihm, aus Uganda herauszukommen: „Andere wurden auf dem Weg zum Flughafen geschlagen, belästigt, verspottet. Ich hatte Glück.“ Nur zwei Koffer nimmt er mit. Wie befohlen. Papiere, Tagebücher seiner Frau, ein paar ihrer Kleider, zwei drei ihrer geliebten Musikaufnahmen. Mehta lässt ein Vermögen von geschätzten 40 Millionen Pfund

zurück. Am Flughafen in Nairobi warten seine Frau und sein kleiner Sohn Jay. „Das war der Beginn eines neuen Lebens, einer neuen Ära. Ich war nun ein Flüchtling. Hatte keinen Pass mehr, keine Identität. Ich musste lernen, Uganda zu vergessen. Den Ort, der mir so viele Jahre lang eine Heimat war.“ Mehta schluckt und atmet schwer. Für eine kurze Weile redet keiner von uns. „Wie ging es Ihnen zu dieser Zeit“, wende ich mich vorsichtig an seine Frau Sunayana. Sie habe nichts gefühlt, sie sei wie betäubt gewesen. Alles sei wie in einem Film gewesen, den man auf Fast Forward gestellt habe: „Man kann dann nur von Tag zu Tag denken.“

Mehta verkauft seine Besitztümer in Kenia. Geht letztendlich nach Kanada. Beginnt von Neuem. Zwei Jahre versucht er, irgendwie seine Plastikfirma über Wasser zu halten. Als er schon aufgeben will, kommt der Wendepunkt. Colgate, Palmolive, Johnson – die großen Namen werden zu seinen Kunden. Doch: „Wir konnten nicht in Kanada leben. Die Kultur, das kalte Klima. Ich war zu sehr Afrikaner.“

Mehta geht nach Kenia, berät von dort Regierungen in aller Welt. 1980 nach dem Sturz Amins kommt ein Anruf aus Uganda. Er solle zurückkommen, die marode Wirtschaft wieder aufbauen. Mehta zögert, zu stark sind die schmerzhaften Erinnerungen. Doch er sehnt sich nach Lugazi. Möchte sehen, was von seinem Haus übrig geblieben ist. „Diese emotionale Bindung, die man für einen bestimmten Platz hegt, ist einfach nichts, was man vergessen kann. Hier sind alle Familienmitglieder geboren und groß geworden.“ Mit einer Polizeieskorte wird Mehta nach Lugazi gebracht. In seinem Haus wohnt ein General der tansanischen Armee. „Wer bist Du?“, wird er gefragt. „Ich war mal der Besitzer dieses Hauses“, antwortet Mehta. Obwohl das Haus schmutzig und das Dach undicht ist, sind alle Möbelstücke, die Vorhänge und selbst die Bilder an der Wand noch da. Amin hätte das Haus als Rückzugsort genutzt, wird ihm mitgeteilt. Seine Schergen hätten sich daher nicht getraut, das Inventar zu verscherbeln, wie sie es sonst so gerne taten.

Für Mehta gibt es jetzt kein Zurück mehr. 1982 lässt er sich ganz in Uganda nieder. Die Regierung hatte gerade ein Gesetz verabschiedet. Danach konnte jeder mit dem entsprechenden Nachweis unbürokratisch seine Besitztümer zurückfordern. Dabei ging es um etwa 3.000 Häuser, Fabriken und Ländereien – insgesamt tausende Hektar Land – die von Amin nationalisiert worden waren.

Mehtas Zuckerfabrik, das Herzstück seines Imperiums ist heruntergewirtschaftet.

60.000 Tonnen Zucker hatte er in den 1970er Jahren jährlich produzieren können, nun sind es nur noch wenige hundert Tonnen. Er macht Schulden, investiert in neue Maschinen, ist mit Feuereifer dabei. Die Inflation lässt den

finanziellen Druck ins Unermessliche steigen. Doch die Regierung unterstützt ihn. Vor allem Präsident Yoweri Kaguta Museveni, der Wirtschafts-, Rechts- und Politikwissenschaften in Tansania und in den USA studiert hat und 1986 an die Macht kommt. „Kampala wurde mal auf sieben Hügeln erbaut. Nun hat es sich auf über 21 Hügel ausgebreitet. Uganda ist nicht mehr das, was es 1950 war oder das, was es bei unserer Ausweisung war. Das Land hat seine Vergangenheit hinter sich gelassen. Wenn es weiter stabil bleibt, steht ihm eine große Zukunft bevor.“ Mehtas Familie kannte Mahatma Gandhi, den geistigen und politischen Vater von Indiens Unabhängigkeit. Seine Lehren haben Mahendra Mehta tief beeindruckt. Und auch der Glaube an Gott habe ihm als Hindu enorme Stärke verliehen. Diese Stärke habe es ihm ermöglicht, immer wieder neu anzufangen. Auch nach der Diskussion um den Mabira Forest, die sein Image so sehr geschädigt hat? „Unsere Anfrage an die Regierung wurde politisiert und von der Opposition für ihre Zwecke missbraucht. Die Ausschreitungen waren ein isolierter Vorfall. Wir brauchen Land, da wir expandieren wollen. Es geht doch auch um Jobs, die wir schaffen.“ Mehtas Vorname Mahendra bedeutet übrigens „Großer Indra“. Indra ist eine hinduistische Gottheit, die in den Veden, Indiens heiligsten Schriften, nicht nur Materielles zum Blühen bringt, Wohlstand schenkt und die Lüge bestraft. Indra ist auch ein Kriegsgott. Doch die Müdigkeit in Mahendra Mehtas Augen zeigt, dass er das Kämpfen inzwischen leid ist.

4. Wie organisiert man eine Massenausweisung?

Die Inder, Pakistaner und sonstigen Südasiaten, die inzwischen in Uganda lebten, hätten doch mit den 1972 ausgewiesenen Menschen gar nichts zu tun. Das sei eine ganz neue Generation, die erste oder zweite Generation, wenn man so wolle. Die ausgewiesenen Menschen hätten fast alle einen ugandischen Pass gehabt, sich mit dem Land identifiziert. Sie seien im Land geboren und in die Gesellschaft integriert gewesen und hätten die Sprache gesprochen, betont Dr. Matthias Hundsalz. Der Geograph und Afrikakenner, Jahrgang 1943 hatte gerade bei den Vereinten Nationen in Kampala seinen Dienst angetreten, als der Aufruf Amins kam. „Ich arbeitete an Projekten der technischen Zusammenarbeit. Doch von heute auf morgen bekamen wir als UN-Mitarbeiter im Land die Mitteilung, dass wir die Ausreise der staatenlos gewordenen Menschen zu organisieren hätten. Unsere Projekte wurden eingestellt.“ Matthias Hundsalz, damals noch nicht einmal 30 Jahre alt, kam die undankbare Aufgabe zu, Familien, die im ganzen Land verteilt waren, über ihre Ausweisung zu informieren. Sie zunächst zusammenzuführen, dann zu

registrieren, mit einem Reisedokument auszustatten und mit gecharterten Maschinen vom internationalen Flughafen in Entebbe auszufliegen. „Das war schon eine sehr komplexe Aufgabe allein wegen der riesigen Anzahl von Menschen, die betroffen waren.“ Doch was sich so nüchtern anhört, war vor allem mental schwierig. „Wir mussten die Menschen erst mal darüber informieren, was ihnen bevorsteht. Als ihnen bewusst wurde, dass es um alles ging und sie keine andere Möglichkeit haben, als das Land zu verlassen, haben die meisten gut mit uns kooperiert und sich völlig in ihr Schicksal ergeben.“ Die Menschen hätten ihr Leben völlig in Hand der UN-Mitarbeiter gelegt, sich ihrem Schutz anvertraut. „Dabei wussten wir selbst nicht so genau, was noch passieren wird.“ Die etwa 30-40 UN-Mitarbeiter hätten nur ein Armband gehabt, auf dem UN stand. Es habe ja noch nicht das Konzept der Blauhelmsoldaten gegeben. „Letztendlich war es unsere weiße Hautfarbe, die uns beschützt hat. Wir waren schließlich keine Polizisten. Sie hielt die Soldaten davon ab, die Konvois auszuplündern. Denn solche Überfälle wären natürlich an die Öffentlichkeit gelangt“ erinnert sich Matthias Hundsalz, der fast 25 Jahre für die UN weltweit tätig war und derzeit Lehrbeauftragter für Entwicklungspolitik an der Universität Trier ist.

Die in Kampala eintreffenden Flüchtlinge werden in einem Hindu-Tempel und einem Gurdwara, einem Gotteshaus der Sikhs, untergebracht. Fast 24 Stunden am Tag arbeitet Matthias Hundsalz nun, kann sich kaum eine Ruhepause gönnen. Natürlich hätte man versucht, die Zeit bis zur Ausreise möglichst gering zu halten. Im eigenen Interesse. Denn die bescheidenen Lager, in denen die Menschen auf Matten auf dem Boden schliefen, drohten schnell zu voll zu werden. Das wollte keiner riskieren. Doch gerade zum Ende der 90-Tage-Frist hin, sei dies kaum zu verhindern gewesen, berichtet Matthias Hundsalz über diese harten Zeiten. Einmal habe er sogar Amin leibhaftig gegenüber gestanden. „Er besuchte den Tempel, um sich ein Bild der Lage zu machen. Wie immer gab er sich jovial. Plötzlich schüttelte er mir die Hand und gratulierte mir zu der guten Arbeit. Ich habe mich im Nachhinein ziemlich geärgert. Doch was hätte ich in einer solch grotesken Situation auch tun sollen?“

Mit der Ankunft in den Flüchtlingslagern in Kampala beginnt die eigentliche Tortur für die Staatenlosen. Sie müssen sich einer langwierigen und von vielen als entwürdigend empfundenen gesundheitlichen Untersuchung unterziehen. Nur so können sie einen Gesundheitspass ausgestellt bekommen. Dieser wird von vielen Ländern eingefordert, dient er doch als Grundlage für eine mögliche Aufnahme und damit auch zur Ausstellung von Reisedokumenten, die die quälende Ungewissheit beenden könnten. Doch die bürokratischen Hürden kosten Zeit. Letztendlich nimmt Großbritannien mit knapp 30.000 die meisten Menschen auf. Jeweils mehrere tausend reisen

nach Indien, Pakistan, Kenia, Kanada und in die USA. Wesentlich kleinere Gruppen gelangen unter anderem nach Australien, Neuseeland, Österreich, Deutschland (West), Malawi und Schweden. Die Geschichte des Massenauswanderens aus Uganda wurde übrigens in zwei populären Filmen verarbeitet: 1991 von Mira Nair in „Mississippi Masala“ mit Denzel Washington und 2006 basierend auf dem gleichnamigen Roman von Giles Foden in „The Last King of Scotland“ unter der Regie von Kevin MacDonald. Für seine Darstellung Idi Amins gewann Forest Whitaker sogar einen Oscar.

Jahre später, erzählt mir Matthias Hundsalz, der selbst mit einer Uganderin verheiratet ist, habe er im kanadischen Vancouver mit Exil-Ugandern Kontakt gehabt. Zu seiner Überraschung empfänden sie die Ausweisung als großes Glück. Sie hätten ihr wahres Potenzial erkannt und so vielleicht sogar mehr aus ihrem Leben machen können, als dies in Uganda aufgrund der lange Zeit instabilen politischen Lage je möglich gewesen wäre. „Museveni hat schließlich die Ausgewiesenen nach seiner Amtsübernahme nicht aus moralischen Schuldgefühlen wieder ins Land eingeladen. Sondern weil er das Talent der Südasiaten schätzte, in kurzer Zeit florierende Unternehmen und Handelsnetzwerke aufzubauen und Gewinne zu machen.“ Anders als heute ist der Gewinn der südasiatisch-stämmigen Geschäftsleute vor 1972 übrigens immer in Uganda geblieben. Denn als Ugander mit ugandischem Pass hatten sie – entgegen dem von Amin verbreiteten Klischee, dass alle Gewinne aus dem Land in die ursprüngliche Heimat abgezogen würden – in Uganda Steuern gezahlt und in das Land investiert.

5. Von Einigkeit und Uneinigkeit

Es ist so voll, dass man kaum Luft bekommt. Die Luft riecht nach scharfem Essen, Räucherstäbchen und noch nassem Henna. Heute richtet die „Indian Association of Uganda“ ihren traditionellen Wohltätigkeitsbasar aus. Es gibt Stände, an denen man die neuesten Bollywood-Filme kaufen kann oder aber auch Schmuck und Schals. Stände, die südindische Gerichte wie Dosa und Idli anbieten. Acht kleine Mädchen tanzen auf der Bühne inmitten des Geschehens Kathak, dann wird bei Karaoke zu Liedern aus den 1960er und 1970er Jahren gelacht und gescherzt. Irgendwo in diesem Getümmel treffe ich Naren Mehta, den Vorsitzenden der „Indian Association of Uganda“. Jeder will ihm die Hand schütteln, dann soll er eine Rede halten. Fast scheint es, der kleine, immer ein wenig hektische Mann sei ein Weltstar. Derzeit leben schätzungsweise etwa 15.000 Inder in Uganda, erzählt er mir. Mehr als 90 Prozent seien in den letzten 15 Jahren nach Uganda gekommen, so wie er auch. Dazu gebe es etwa 1.500 Pakistaner und einige hundert

Bangladeschis, Nepalesen und Sri Lanker in Uganda. Und wenn wir schon von den Asiaten sprächen: „Die Chinesen hier werden immer mehr. Derzeit sind es so um die 2- oder 3.000.“ Die „Indian Association of Uganda“ hat als Interessenvertretung der in Uganda lebenden Inder etwa 1.000 Mitglieder. Sie ist eine Dachorganisation für derzeit etwa 30 kulturell und religiös unterteilte Splittergruppen. So gebe es die Gemeinschaft der Lohanas, die der Sikhs und der Ismaeliten, der Einwanderer aus Gujarat, der aus Kerala, in einer Gruppe seien nur die Frauen organisiert, eine weitere für Jugendliche und Kinder usw. Das sei schon ein Problem, dass bei 28 Bundesstaaten und hunderten von Sprachen und Dialekten jede Gruppe ihre eigene Identität ausleben wolle. Denn für die Ugander mache es keinen Unterschied, ob jemand aus dem Punjab oder Uttar Pradesh im Norden, aus West Bengalen oder Orissa im Osten, Gujarat im Westen oder aus Kerala oder Tamil Nadu im Süden komme: „Für die Ugander sind wir alle Muhindis, Inder. Da wird nicht unterschieden. Bei solchen Festen wie heute, wo wirklich alle indischen Gruppen zusammenkommen, stelle ich das immer von Neuem klar. Wir sind zu allererst Inder. Dann gehören wir zu einer speziellen Region. Solange wir nicht mit einer Stimme, also homogen auftreten, so lange wird auch unsere Stärke immer geteilt sein“, betont Mehta. Das scheint mir ein ziemlich schwieriges Unterfangen zu sein. Denn für keine andere Nation der Welt sind Begriffe wie kulturelle Identität, Herkunft, Reinheit so wichtig, wie für Indien. Schon am Nachnamen erkennen Inder übrigens nicht nur die Religionszugehörigkeit, sondern auch aus welcher Region und sozialen Schicht eine Person stammt. Sanjiv Patel ist aktives Mitglied der Indian Association. In der Diskussion mit Naren Mehta fügt er hinzu, dass Inder immer ihre Kultur mitnehmen, wenn sie sich im Ausland niederlassen würden. Ihre Kultur als Teil ihrer Identität würden sie dann auf merkwürdige Weise zu konservieren versuchen. Sanjiv Patels Familie lebt in der vierten Generation in Uganda. „Wenn ich manchmal nach Indien fahre denke ich, wie modern doch die Menschen dort sind. Viele Dinge machen wir so, wie wir sie um 1900 gemacht haben. Unser Denken ist da stehen geblieben. Werte, die für mich selbstverständlich sind, wie Selbstaufgabe, Pflichtgefühl sind für viele hier, auch meine einheimischen Mitarbeiter fremd. Ich erwarte, dass sie auch samstags und sonntags arbeiten, wenn Arbeit da ist.“

Naren Mehta ist schon einen Schritt weiter. Die Inder in Uganda könnten doch stolz sein, auf alles, was sie geschafft hätten: „Nennen Sie mir irgendeinen Service-Sektor – Bankenwesen, die verarbeitende Industrie, Blumenzucht, Tourismus – wir sind überall.“ Das stimmt. Im etwa 1,2 Millionen Einwohner zählenden Kampala gibt es die „Nehru Avenue“, nicht die einzige Straße, die nach einem indischen Politiker benannt ist. Es gibt indische Banken wie die „Bank of Baroda“. Bürogebäude heißen nach dem indischen

Elefantengott, der Hindernisse aus dem Weg räumt und den Wohlstand sichert „Ganesh Plaza“. Und selbst, wenn die Inder das ugandische Essen wegen der fehlenden Schärfe als fad bezeichnen, haben die Ugander „Chapati“, das indische Fladenbrot in ihre Küche aufgenommen – und sogar weiterentwickelt. Rolex, an jeder Straßenecke zu kaufen, ist ein in Chapati eingewickeltes Omelett.

Wenn Mehta Hindi spricht, rollt er das r so wie man es im Englischen tut. Das klingt ziemlich komisch, so als hätte er mit den vielen Jahren im Ausland die eigene Sprache verlernt. „Wir können soviel von unseren ugandischen Brüdern und Schwestern lernen. Denn nicht wir haben die Ugander etwas gelehrt, sondern sie uns. Was es heißt, Entschuldigung zu sagen. Zu grüßen. Nicht immer so schnell zornig zu werden.“ Auch wenn Uganda nicht das Geburtsland (Janmbhoomi) vieler Inder sei, so zumindest das Land, das sie ernähre (Karmbhoomi). Und dafür würde Uganda sehr geschätzt. Ich muss schmunzeln, denn ich erinnere mich an meine erste Lektion in Sachen ugandischer Höflichkeit. Mit einem Boda, einem Motorradtaxi und in Uganda die billigste, schnellste, leider aber nicht die sicherste Möglichkeit durch den chaotischen Verkehr (noch eine Parallele zu Indien!) zu kommen, hatte ich mich auf den Weg zu einem Interviewpartner gemacht. Da mein Boda-Fahrer die Adresse nicht genau verstanden hatte und ich ziemlich spät dran war, fuhr ich einen an einer Ecke stehenden Mann an, wo denn die folgende Adresse zu finden sein. Mit einem vernichtenden Blick wurde ich zusammengestaucht. „Listen to me, we are here in Uganda. Wir sind hier in Uganda. Zunächst sagt man Guten Tag, dann fragt man How are you. Und erst wenn man selbst gefragt wurde, wie es einem geht, stellt man seine Frage. Kapiert?“ Diese Lektion hat mich sehr beschämt. Denn für einen freundlichen Gruß und ein Lächeln sollte man immer Zeit haben. Nicht nur in Uganda, sondern auch in Deutschland oder sonst wo auf der Welt.

Was tue eigentlich die indische Regierung für die Inder in Uganda? „Nun, man kann die Aktivitäten der indischen Regierung nicht mit der chinesischen Regierung vergleichen.“ Die Chinesen erhielten die großen Bauprojekte nur durch den direkten Kontakt von Regierung zu Regierung. „Aber die indische Botschaft unterstützt uns natürlich politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich.“ Derzeit ist mit dem 36-jährigen Sanjay Tanna nur ein Mitglied des 332-köpfigen Parlaments indischer Abstammung. Parminder Singh Katongole ist in der Partei von Präsident Museveni, der nationalen Widerstandsbewegung NRM zum stellvertretenden nationalen Schatzmeister aufgestiegen. Und 2008 wurde zum ersten Mal mit Nimisha Madhvani eine indisch-stämmige Uganderin zur Botschafterin in Indien ernannt. „Es sieht so aus, als ob wir nicht viele Vertreter in der Politik haben. Aber auf der mittleren Ebene, das heißt auf der städtischen Ebene und in den un-

zähligen Distrikten des Landes, haben wir viele politische Vertreter.“ Mehta geht davon aus, dass mit dem Heranwachsen der nächsten Generation, sich nicht nur die Zahl der Parlamentsabgeordneten vergrößern werde. „Wir werden vielleicht schon bald die ersten Minister indischer Abstammung haben“, sagt er überzeugt. Alle politischen Parteien im Land wüssten schließlich, was sie an den Indern hätten. Fast 60 Prozent der Einnahmen der ugandischen Finanzbehörde (Uganda Revenue Authority) kämen schließlich von indischen Firmen. „Wie Zucker sich in Milch auflöst und sie versüßt, so fühlen wir uns in Uganda.“

6. „Wir“ mal anders

6.1 Die politischen Beziehungen zwischen Indien und Uganda

„Wer einmal von den Wassern des Nils gekostet habe, komme immer wieder nach Uganda zurück“. Das ist Nimisha Madhvanis Motto. Als sie vor mehr als einem Jahr zur Botschafterin für Indien und einige seiner Nachbarländer ernannt wurde, war das Staunen groß. Die temperamentvolle Nimisha Madhvani war nicht nur die erste Frau, die für diesen Posten ausgewählt wurde. Sie war zugleich auch die erste indisch-stämmige Diplomatin in dieser Funktion. Eine Pionierin, die weiß, was es heißt, sich durchsetzen zu müssen. Die Madhvanis sind neben den Mehtas die zweite große indisch-stämmige Industriellen-Familie in Uganda und seit mehr als hundert Jahren im Land. Über 10.000 Menschen arbeiten in der 1895 gegründeten Zuckerfabrik in Kakira, in der Nähe von Jinja. Das Imperium führen derzeit Nimishas Onkel, Mannubhai und Mayur. Als Nimisha zwölf Jahre alt war, starb ihr Vater Jayant. Ein großer Verlust für „Nimi“, wie sie in der Familie genannt wird. Nur wenige Monate danach kam der Aufruf. Einige der männlichen Familienmitglieder wurden ins Gefängnis gesteckt. Nimisha und ihre Mutter reisten nach Großbritannien aus. „Mein Herz war noch immer in Uganda, mein Körper woanders. Erst als ich zurückkehrte, verschmolzen beide wieder zu einer Einheit. Wir hatten ja nur unser Haus, unsere Besitztümer verloren. Einen Tisch kann man nachkaufen. Ein Menschenleben nicht.“ Bevor sie zur Botschafterin ernannt wurde, war Nimisha 13 Jahre lang in Washington – „dem Mittelpunkt der Welt“, ergänzt sie ironisch – in der ugandischen Botschaft für Handels- und Investitionsfragen zuständig. Auch in dieser von Männern dominierten Sphäre setzte sie sich durch: „Dass Präsident Museveni mich zur Botschafterin in Indien ernannt hat, zeigt, dass ihm die Förderung von Frauen und die Anerkennung ihrer Arbeit

besonders am Herzen liegen. Andererseits setzt er ein deutliches Zeichen, das allen klar macht, wie weit die Aussöhnung im Land, auch zwischen Indern und Ugändern fortgeschritten ist.“ Museveni hätte keine bessere Wahl treffen können. Wenn Nimisha Madhvani von „Wir“ spricht, meint sie eindeutig „wir Ugänder“. Gerne kleidet sie sich afrikanisch bunt, wählt aber leichte Stoffe. „Uganda ist ein wunderbares Land. Nicht nur um Urlaub zu machen. Sie können hier wirtschaftlich soviel erreichen. Jeder spricht nur von den „Asiatischen Tigern“, wenn es um aufstrebende Wirtschaftsnationen geht. Warten Sie ab, bald werden Sie von den „Afrikanischen Löwen“ hören, so rasant werden wir uns entwickeln.“ Denn Uganda sei wirtschaftlich viel offener als die USA oder Malaysia, selbst als Indien. Indien brauche für sein rasantes Wirtschaftswachstum und seine stetig wachsende Bevölkerung neue Partner, vor allem zur Sicherung seiner Energieressourcen. Es sei genug Kapital im Land, eine junge, gut ausgebildete Elite warte auf ihre Chance, betont Nimisha Madhvani. „Amin ist Vergangenheit und Geschichte wiederholt sich nicht.“

Die politischen Beziehungen zwischen Indien und Uganda gelten inzwischen als normal und freundlich. Nur zu Zeiten Amins hätte verständlicherweise Eiszeit geherrscht. Dennoch sind die Beziehungen nicht das, was sie durch die historische Bindung beider Länder eigentlich sein könnten, bedauert Nimisha Madhvani. Präsident Museveni besuchte 1992, 1994 und 2008 Indien. Im Oktober 1997 kam der damalige indische Premierminister Inder Kumar Gujral nach Uganda, 2007 der derzeitige Premier Manmohan Singh. Auf Ministerebene sind die bilateralen Gespräche häufiger. Der Handel zwischen beiden Ländern wuchs von bescheidenen 5,6 Millionen US-Dollar auf 126,86 Millionen US-Dollar 2004. „Indien hat sich immer zu sehr an den Westen gebunden. Sie könnten durch die historische Bindung viel mehr hier oder in Afrika überhaupt tun. Die Chinesen haben das erkannt. Hoffentlich verpasst Indien nicht eine große Chance.“ Wichtig sei, dass man Interesse für andere Kulturen zeige: „Die Acholi können was von den Basoga lernen. Die Karimojong von den Ankole. Und die Inder von den Ugändern. Jede Kultur hat etwas zu bieten. Uganda ist ein riesiger Schmelztiegel. So wie man weiß, dass die Deutschen Schnitzel und Sauerkraut mögen, wird uns das Wissen um den anderen weiterbringen.“

6.2 Ein Parlamentsabgeordneter erzählt

Die etwa 45.000 Einwohner zählende Stadt Tororo im Osten Ugandas liegt an der Grenze zu Kenia. Einst machte diese strategisch günstige Lage sie zu einem wichtigen Handelszentrum. Auch für die Inder, die von

Tororo aus ihre Geschäfte in Uganda und Kenia ausbauen. Heute hat Tororo enorm an Bedeutung verloren, zerfällt. Sanjay Tanna vertritt Tororo im ugandischen Parlament: „Die Infrastruktur ist marode. Da müsste dringend investiert werden. Illegale Aktivitäten über die Grenze müssen unterbunden werden. Vor allem den Frauen geht es schlecht. Sie werden fast überall in Uganda von ihren Ehemännern als Eigentum betrachtet. Ihre Entwicklung will ich im Dienste der Entwicklung des Landes fördern.“ Um ein politisches Amt ausüben zu können, müsse man Ugander sein. Und zwar durch und durch, so wie er selbst. Deshalb würden bisher so wenig Inder politische Ämter bekleiden, meint Sanjay Tanna, ein kleiner, ein wenig untersetzter Mann mit dicker Goldkette, der in Kampala neben seiner politischen Arbeit mehrere Reisebüros betreibt. Noch stünde leider die geringe politische Repräsentation im Widerspruch zum großen wirtschaftlichen Einfluss der Inder und Südasiaten. „In Tororo kennt man mich gut. Ich bin einer der ihren. Nur meine Hautfarbe ist eben anders.“ Ausschließlich durch eine solche Art von Unterstützung ist es zu verstehen, dass Tanna als einer der wenigen unabhängigen Kandidaten 2006 ins Parlament einzog. Sanjay Tannas Familie folgte dem Aufruf Amins nicht, das Land zu verlassen. Die Eltern stammten ursprünglich aus Gujarat. Tannas Vater war ein „Dukkawallah“, wie die Ladenbesitzer indischer Herkunft von den Ugandern genannt werden. Tanna wurde 1973 geboren, kann sich daher nur dunkel daran erinnern, wie sein Vater ihn oft nach wenigen Stunden schnell vom Kindergarten oder von der Schule abgeholt hat, wenn Gefechte ausbrachen. „Ich sehe mich als Brücke, als Vermittler zwischen beiden Kulturen. Auch wenn für mich am allerwichtigsten meine Arbeit als Abgeordneter für meinen Distrikt ist. Man muss viel erklären. Wir lieben es in Uganda, am Abend noch etwas trinken zu gehen. Inder gehen oft lieber nach Hause und beten. Inder und Südasiaten können meistens Englisch, aber sprechen keine der lokalen Sprachen. Das sind alles Hürden, auch wie wir Menschen beerdigen, wie wir Hochzeiten feiern.“

6.3 „Streit gibt es doch sogar unter Brüdern“

Parminder Singh Katongole ist ein Schlitzohr. Wie erkläre ich Skeptikern, dass ich Ugander bin, fragt er mich. „Ich sage einfach, dass ich von Gott, als der mich zum Fertigbacken in den Ofen legte, ein wenig zu früh heraus geholt wurde. Deshalb bin ich nicht schwarz, sondern nur braun geworden.“ Damit habe er die Lacher auf seiner Seite, vor allem wenn er den Witz in Kisuaheli oder Luganda vortrage. Parminder Singh Katon-

gole oder Katongole Singh wie der 41-Jährige auch genannt hat, ist stellvertretender nationaler Schatzmeister in Präsident Musevenis NRM, der nationalen Widerstandsbewegung. Vorher war er Besitzer mehrerer Autowerkstätten. Den Beinamen Katongole erhielt er 1996, als er Museveni im Wahlkampf half. „Den Menschen gefiel es so sehr, dass sie uns beide im Wahlkampf sahen, dass sie mir den Namen Katongole gaben. Das bedeutet „Angehöriger des Kuh-Clans.“ Zu dem gehöre auch der Präsident. Er sei damit quasi der „Bruder des Präsidenten.“

Parminder Singhs Familie kam aus Jhalander im Punjab nach Uganda. Sie siedelten sich in Masaka, im Westen des Landes an. Und blieben auch nach dem Aufruf Amins, das Land zu verlassen, da. „Mein Vater arbeitete im Verteidigungsministerium. Er hatte Bodyguards. Das war schon in Ordnung für uns. So lernte ich die lokalen Sprachen. Denn anders wäre ich nicht weiter gekommen.“ Nach den Ausschreitungen im April 2007, die durch die Diskussion um den Mabira Forest ausgelöst worden waren, hätte er deshalb immer wieder in Diskussionen betont: „Wenn man nur auf die Hautfarbe schaut, dann kommen wir nicht weiter. Ihr kennt mich doch. Wenn Ihr mich auf der Straße sehen würdet, würdet Ihr mich dann auch töten?“ Es seien diese verdammten Vorurteile, sagt Parminder Singh, die abgebaut werden müssten. Dass nicht alle Weißen oder Hellhäutigen im Vergleich zu den Ugandern gut verdienen. Dass Inder immer die Löhne zu spät zahlen würden. Denn in vielen afrikanischen Betrieben dauere die Lohnauszahlung oft Monate. Präsident Museveni versuche gerade, das Arbeitsrecht zu reformieren. Damit hätten Arbeitnehmer mehr Privilegien. Und schließlich: „Streit gibt es doch sogar unter Brüdern.“

Parminder Singh ist sehr aktiv in der indischen Gemeinschaft, verkauft sich auf beiden Seiten gut – und unterstützt bedingungslos Präsident Museveni. Gerade steht dieser mal wieder in der Kritik, weil er das rasante Bevölkerungswachstum zum Entsetzen der Experten ausdrücklich willkommen hieß. Dabei sind bei etwa 7 Kindern pro Familie die Geburtsraten auch im internationalen Vergleich extrem hoch. „Wir haben genug Land hier. Auch wenn es darum mal Streit gibt. Uganda ist toll. Man kann so viele Frauen haben, wie man will. So viele Kinder haben, wie man will!“ Später verrät Parminder Singh mir, dass er selbst eine indische und eine kenianische Frau habe. „Eine auf Wunsch der Familie, eine auf Wunsch meines Herzens.“ Und das sollte Heiraten auch sein, eine Sache des Herzens. Dennoch hätte er als Familienvorstand eine Pflicht zu erfüllen: „Meine jüngere Schwester hat jetzt das heiratsfähige Alter erreicht. Ich muss dringend einen indischen Mann für sie suchen.“ Traditionsbewusstsein ja. Aber für Frauen und Männer unterschiedliche Maßstäbe? Nein, denke ich ganz emanzipiert.

7. Was für die Wirtschaft gut ist, ist auch für Uganda gut

Die Zahlen, die Maggi Kigozi vorlegt, sind beeindruckend. Seit die ugandische Investitionsbehörde (Uganda Investment Authority) 1991 ins Leben gerufen wurde, hat sie mehr als 4.000 Projekte lizenziert. Das Gesamtvolumen lag bei über 12 Milliarden US-Dollar. 350.000 Jobs wurden geschaffen. 45 Prozent der Projekte waren ausländische Projekte, 22 Prozent Joint Ventures und der Rest inländische Projekte. Maggi Kigozi ist die Geschäftsführerin der Investitionsbehörde. Eine sehr elegante Frau, die heute ein rotes Kostüm trägt und aufgrund ihrer Position auch ein sehr elegantes Büro mit schweren Möbeln und hochwertiger Lederausstattung ihr Eigen nennen kann. Das Mindestkapital, um eine Lizenz für den Aufbau eines Unternehmens oder Projektes zu bekommen, liegt derzeit bei 100.000 US Dollar. Alle Anträge gehen über Maggi Kigozis Tisch. Lizenzen, um ein Geschäft zu eröffnen, sind einfacher zu bekommen, nämlich bei der zuständigen Stadtverwaltung. In den vergangenen Jahren habe es einige bemerkenswerte Veränderungen gegeben, informiert Maggi Kigozi. Waren es früher private Unternehmer, die nach Uganda kamen, die ganze Familie im kleinen Geschäft aushalf, um sich so den Lebensunterhalt zu sichern, seien es heute vor allem multinationale Unternehmen aus Indien. In der Liste der Nationen, die in Uganda investieren, liegt Indien auf Platz 2 oder 3, nach Großbritannien und in Konkurrenz zu Kenia. Es sei die Vielseitigkeit, die den Erfolg der Inder ausmache. Bestes Beispiel sei Sudhir Ruparelia, Inhaber der Crane Bank. „Ruparelia ist auch im Baugewerbe tätig, besitzt Hotels wie das 5-Sterne Speke Ressort in Munyonyo am Lake Victoria und einen Radiosender.“ Es sei das besondere Talent der Inder, wo auch immer sich eine Möglichkeit auftäte, diese auch zu ergreifen. Im Moment interessiere man sich in Indien für alles, was mit dem Thema Energie zu tun habe: Biosprit, Solar- und Wasserkraftanlagen. TATA, das indische Unternehmen, welches das 1.700 Euro-Auto NANO baut, habe schon am Nil, in Njeru in derartige Projekte investiert. Ein weiteres, bisher unentdecktes Feld sei das Verarbeiten von landwirtschaftlichen Produkten, das sogenannte Agroprocessing.

Das findet auch Maurice Peter Kagimu Kiwanuka, Staatsminister für Wirtschaftsbeobachtung. Seine Aufgabe ist es, Präsident Museveni direkt über die Entwicklungen in der ugandischen Wirtschaft zu unterrichten, Probleme zu erkennen und zu lösen, Ideen für neue Impulse vorzuschlagen: „Im Moment verkaufen wir auf dem Weltmarkt ein Kilogramm rohen Kaffee für 1,40 US-Dollar. Würden wir den Kaffee weiterverarbeiten, könnten wir mehr als 10 US-Dollar verlangen.“ Investitionen seien auch im Tourismus oder in der Ölförderung nötig. Das bei Treckern immer beliebter werdende Gebiet um die Rwenzori Mountains mit ihren über 3.000 Meter hohen Gip-

feln und atemberaubenden Gletscherlandschaften, müsste durch den Bau von Straßen und guten Hotels erschlossen werden. Genauso brauche man für die Förderung der Ölvorkommen, die in den vergangenen Jahren um den Lake Albert entdeckt wurden, schwere Maschinen. „Das können wir allein nicht leisten. Wir sind daher auf wirtschaftliche und technologische Hilfe von außen angewiesen.“

Einheimische Betriebe profitieren von ausländischen Investoren, die oft mit den lokalen Gegebenheiten nicht vertraut wären. Maggi Kigozi: „Kleinere und mittelständische Betriebe vor Ort beliefern dann die großen ausländischen Unternehmen mit Rohmaterialien, führen Dienstleistungen aus. Oder nehmen Sie das Beispiel Coca-Cola. Welcher Händler verkauft die Flaschen nicht in seinem Laden?“ Investitionen würden so zum Kern von Entwicklung. Je mehr Asiaten kämen, um so mehr würden die Ugander davon profitieren, findet auch Staatsminister Kiwanuka. „Dadurch entsteht Wettbewerb und das ist gut für den Kunden. Dennoch sollten wir auch die lokale Bevölkerung soweit ausbilden, dass sie in diesem Wettbewerb mithalten kann.“ Es gebe ein afrikanisches Sprichwort, welches das Dilemma verdeutliche. „Wenn eine Schlange in einem Gefäß gefangen ist, hast Du zwei Möglichkeiten. Du kannst sie töten. Doch damit zerstörst Du das Gefäß. Sie drin lassen geht aber auch nicht, dazu ist sie zu gefährlich.“

Erst seit etwa drei Jahren seien chinesische Investoren im Land. Viele Vergleichsmöglichkeiten mit indischen Investoren gebe es daher nicht, sagt Maggi Kigozi. Man könne nur von Tendenzen sprechen. So scheine es, als ob die Chinesen versuchen würden, sich auf die Produktion von Alltagsprodukten zu konzentrieren. Und das so billig, dass sie oft die Preise der Konkurrenz unterbieten würden. Eine Strategie, die aufgeht. Unter den 50 Ländern, die in Uganda investieren, liegen die Chinesen derzeit schon auf Platz 7. Wirtschaftsfachmann Kiwanuka bemängelt aber die schlechte Qualität der chinesischen Produkte. „Da hat keiner etwas davon!“ Wichtig sei auch, nachhaltige Entwicklung zu schaffen, Schäden für die Umwelt zu vermeiden: „Noch bis vor zehn Jahren, war fast alles erlaubt. Heute passen wir extrem auf. Denn wir tragen eine große Verantwortung für die nachkommenden Generationen“, gibt Maggi Kigozi zu bedenken.

8. Marabu-Störche und Wissenschaft auf höchstem Niveau

Eine Wunschliste. Eine Wunschliste meiner Interviewpartner. Die hatte ich mir bereits in Deutschland zusammengestellt. Ein Politikwissenschaftler wäre schön, der sich mit meinem Thema aus politisch-historischer Sicht auseinandersetzen könnte. Und ein Soziologe sollte dabei sein,

der Fragen zu Koexistenz, Identität und Integration beantworten kann. So stieß ich auf Makerere. Die Makerere-Universität in Kampala mit ihren derzeit etwa 34.000 eingeschriebenen Studenten gilt als eine der besten Universitäten Afrikas. 1922 gegründet, liegt der weitläufige, grüne Campus im kolonialen Stil ziemlich abseits vom hektischen Zentrum in einer ruhigen, gediegenen Oase im Norden der Stadt. Nur die riesigen Marabus-Störche stören mit ihrem lauten Gekrächze und Geklapper die erhabene akademische Stille. Marabus sind mit ihren nackten Hälsen furchterregende Gestalten, wie ich finde. Man sieht diese Aasfresser überall in Uganda. Vor allem in der Nähe von Abfällen, in denen sie mit ihrem langem Schnabel – bei ausgewachsenen Tieren ist er bis zu 35 Zentimeter lang – liebend gerne herumpicken. Soweit so gut. Doch meine Wunschliste stellt mich vor ein großes Problem. Auf E-Mails bekomme ich nie eine Antwort. Nummern, die ich auf der Website der jeweiligen Institute gefunden hatte, führen ins Leere. Ein Problem, das mich auch bei Kontakten zu Nichtregierungsorganisationen ratlos macht. Es sei eben der persönliche Kontakt, der in Afrika zähle. Sein Gegenüber zu sehen, ein Gesicht mit einem Namen verbinden zu können sei für Afrikaner extrem wichtig, klären mich die Kollegen vom Deutschen Entwicklungsdienst (DED) auf, in dessen Gästehaus ich in Kampala wohnte. So wende ich schnell eine sehr effiziente Strategie an, die ich jedem Uganda-Reisenden empfehlen kann. Ich fahre die angegebenen Adressen ab und bitte Interviewpartner um ad hoc Interviews. Manchmal klappt es sofort, manchmal nicht. Doch immer bekomme ich einen Gesprächstermin.

8.1 Die Inder, Ugandas Wirtschaft und Marx

Schon um kurz nach 8 Uhr morgens hat mich der Politikwissenschaftler Sabiti Makara zum Interview einbestellt. Er sei schon über eine Stunde im Institut, schließlich seien die Tage voll gepackt mit Seminaren, Korrekturen, Gesprächen mit Studenten, Recherchen für Projekte und Sitzungen, klärt mich der Verfasser mehrerer Bücher zu Wahlen und Demokratieentwicklung in Uganda auf. Überall in Sabiti Makaras kleinem Zimmer im Untergeschoss des Instituts stapeln sich Bücher, Zeitungen, Magazine – in Regalen, auf dem Schreibtisch und auf dem Boden, sogar auf dem Computer. Ohne die grelle Neonlampe, die anscheinend den ganzen Tag brennt, käme wohl kaum genug Licht in das Zimmer hinein. Die Rolle der Inder in Uganda sehe er positiv – aus drei Gründen. Zum einen hätten sie die Eisenbahn gebaut, die die Hafenstadt Mombasa im heutigen Kenia und Kampala verbindet. Zum anderen waren sie die alles entscheidende Kraft,

die durch ihr weltweites Netzwerk den internationalen Handel vorangetrieben hat. Davon habe die Wirtschaft in ganz Ostafrika profitiert. Und irgendwann hätten sie als Lehrer, Ärzte und Anwälte wichtige Funktionen in der Gesellschaft übernommen, führt Makara aus. Das Einzige, was er den Indern zum Vorwurf machen könnte, wäre, dass sie in gewisser Weise auch mit dem kolonialen System verknüpft waren. Innerhalb Ugandas hätten sie eng mit den Briten kooperiert – manchmal zum Nachteil der lokalen Bevölkerung. „Sie waren Geschäftsleute. Schon Marx hat den Kapitalismus und das Profitdenken angeprangert. Ich will jetzt nicht mit marxistischen Lehren von konkreter nützlicher, abstrakter und entfremdeter Arbeit daherkommen.“ Aber natürlich versuche man als Unternehmer den eigenen Profit zu vergrößern und dieses Denken habe Idi Amin für seine Rassentheorie missbraucht, Geschäftsgebaren und indische Herkunft verknüpft, betont Sabiti Makara. Statistiken und Berichte von Zeitzeugen belegen, wie die ugandische Wirtschaft schon kurz nach der Machtübernahme Amins zusammenbrach. Fabriken und Unternehmen der ausgewiesenen Inder wurden Gefolgsleuten Amins übergeben, die zwar als Armeeingehörige wussten, wie man Kämpfe gewinnt, aber nicht, wie man Maschinen pflegt und Kontakte hält. Makara ist nun voll in Fahrt: „Amin dachte nicht über die Konsequenzen seines Handels nach. Wäre er tatsächlich ein vernünftiger Herrscher gewesen, dann hätte er versucht, durch Maßnahmen wie gestaffelte Steuern oder Quotenregelungen die einheimische Bevölkerung als Unternehmer zu gewinnen“. So hätten die Einkommen zwischen Indern und Indisch-Stämmigen und der lokalen Bevölkerung angeglichen werden können.

Doch statt über ausgeklügelte Strategien für die blühende Wirtschaft nachzudenken, lebte der imposante, fast zwei Meter große Amin – neun Jahre lang Boxmeister aller Klassen des Landes – mit seinen Getreuen im Luxus. Ganze Flugzeugladungen von Scotch, Brandy und Whisky, Fernsehern und anderen teuren Elektrogeräten wurden auf Staatskosten eingeflogen, heißt es. Als Amin 1979 mit etlichen seiner Frauen, Mätressen und Kindern ins Exil flüchten musste, hinterließ er einen Trümmerhaufen, eine jährliche Inflation von über 200 Prozent und Staatsschulden von mehreren hundert Millionen Dollar. „Uganda ist noch immer nicht das, was es vor Amin war“, sinniert Makara. Ugandas Wirtschaft gilt zwar mit Wachstumsraten zwischen 4 und 9 Prozent in den letzten Jahren als eine der am schnellsten wachsenden Wirtschaften Afrikas. Doch nach Expertenmeinung wird das Wachstum durch ungelöste politische Konflikte, die immer noch nicht gestoppte Verbreitung von HIV/AIDS und das rasante Bevölkerungswachstum beeinträchtigt. Derzeit leben schätzungsweise 27 Millionen Menschen in Uganda. 1991 waren es laut Zensus noch 16,7 Millionen.

Der ugandischen Regierung um Präsident Museveni werde oftmals der Vorwurf gemacht, Asiaten zu bevorzugen. Stimme das, frage ich Makara zum Schluss. Nein, sagt der bestimmt. „Es geht unserer Regierung um neue Jobs und um Investitionen in die Infrastruktur, in die Industrien. Die Herkunft der Unternehmer ist egal. Wir leben im Zeitalter der Globalisierung. Wir können uns inzwischen eine Bevorzugung oder Diskriminierung von möglichen Investoren gar nicht leisten.“ Eine geschlossene Wirtschaft hätte schon unter Amin nicht funktioniert und würde heutzutage erst recht nicht funktionieren. Wettbewerb sei gut und nötig. Die Chinesen würden über Kontakte von Regierung zu Regierung im Gesundheitssektor und im Bau von Straßen investieren. Inder und Pakistanis investierten in Industrien und seit Neuestem in die Ölförderung. „Alle, die jetzt Geschäfte in Uganda machen, gehören zur ersten Generation. Erst wenn wieder drei Generationen im Land sind, können wir hoffen, dass sich die Asiaten mit den Einheimischen mischen. Das wäre sicherlich sehr ertragreich.“

8.2 Toleranz, Traditionen und Trends

Hajji Abdu ist verständlicherweise verärgert. Bei meiner ersten Verabredung mit dem Leiter des Instituts für religiöse Studien gab es ein Missverständnis bezüglich der vereinbarten Zeit. Hajji Abdu wartete vergeblich auf mich. Beim zweiten Mal konnte ich aufgrund des starken Regens zunächst kein Taxi bekommen. Ich traf deshalb durchnässt und mit gehöriger Verspätung bei ihm ein. Der Kontakt zu Hajji Abdu, der als Koryphäe auf seinem Gebiet gilt, kam über eine DED-Kollegin zustande. Barbara Kempfer ist derzeit im Rahmen eines Forschungsprojekts an der Makerere-Universität beschäftigt. Generell sei es wichtig, afrikanischen Gesprächspartnern durch Pünktlichkeit Respekt zu erweisen, sie nicht in ihrem Ehrgefühl und Stolz zu verletzen. Das hatte sie mir nach der verpatzten ersten Begegnung mit auf den Weg gegeben. Denn entgegen der landläufigen Meinung, dass man es mit der Pünktlichkeit in Uganda nicht so genau nehme, belehrt mich die Professionalität meiner vielen Gesprächspartner eines Besseren. Zugereiste, wie die Inder profitierten von der extremen Toleranz der Ugander, beginnt Hajji Abdu seine Ausführungen. Die religiöse Toleranz der Menschen in Uganda sei nicht etwas, was ihnen durch Gesetze aufgezwungen sei. Wie sonst sei es möglich, dass es allein in Kampala mehrere indische Tempel gebe, ein Gotteshaus für die Sikhs und Jains, mehrere Moscheen, wie zum Beispiel die der Ismaeliten, die nur dieser Gemeinschaft vorbehalten sei? Und auch in den kleinen Städten wie Masaka oder Mbarara im Westen fände man indische Gotteshäuser. Doch Koexistenz sei eben etwas ganz Ande-

res als Integration. „Gerade in religiöser Hinsicht grenzen sich die Inder von uns Afrikanern ab. Denn zum Hinduismus kann man nicht übertreten, man ist Hindu nur durch seine Geburt.“ Damit sei also eine gewisse Exklusivität verknüpft. Warum die Ugander so tolerant seien und warum die ugandische Gesellschaft so besonders ist, verdeutlicht mir Hajji Abdu an einem einfachen Beispiel. Seine Theorie: jeder Ugander trage ein dreifaches Erbe mit sich. „Der Islam kam mit Händlern aus dem Sudan und Ägypten erst 1844 nach Uganda, das Christentum ab 1870. Doch unsere afrikanischen Traditionen und Rituale, unsere Feste sind mit uns seit Anbeginn unserer Tage verknüpft, einen uns Afrikaner. Diese Traditionen werden schon allein deshalb immer stärker sein, als die Bindung an den Islam oder das Christentum, die hier junge Religionen sind“. Doch das führe auch zu einer Verwirrung in der Gesellschaft, in der mehr als 80 Prozent der Menschen Christen, etwas mehr als 12 Prozent Muslime seien und einige wenige, Naturreligionen ausübten. Hajji Abdu lacht: „Schauen Sie, ich bin Moslem. Aber mein voller Name ist Hajji Abdu Katende. Katende ist mir wichtig, weil es mein afrikanisches Erbe verdeutlicht. Wenn nun eine junge Studentin zu mir kommt, dann darf ich ihr als Moslem eigentlich nicht die Hand geben. Doch ich will ja auch modern sein. So komme ich in einen Gewissenskonflikt.“ Jetzt solle ich mir vorstellen, eine Person leide an einer psychosomatischen Störung. Wer modern sein wolle, bringe die Person natürlich zu einem Arzt ins Krankenhaus. Als Ursache für die Störung würde man vielleicht einfach Malaria feststellen. Gleichzeitig würde ein Priester in der Kirche oder der Imam in der Moschee für den Erkrankten beten. Und ein traditioneller afrikanischer Heiler würde die Geister der Ahnen, die für die Verwirrung verantwortlich seien, auszutreiben versuchen. Ja, und wenn die Person geheilt ist, dann beanspruchen alle drei den Erfolg für sich. Toleranz sei also etwas, was den Ugandern ureigen sei.

8.3 Die richtigen Zutaten für Katogo

Katogo ist ein traditionelles ugandisches Gericht. Es besteht aus Bohnen, Tomaten, Zwiebeln, Früchten und Maniok. „Damit es gelingt, müssen natürlich die Zutaten gut sein. Und die Zubereitung muss ein Fachmann vorsichtig und sorgfältig durchführen. Dann wird Katogo ein Genuss. So sei das in der ugandischen Gesellschaft auch“, klärt mich der Soziologe Peter Atekye-reza auf. Das größte Problem, weshalb es innerhalb Ugandas zwei Parallelgesellschaften gebe sei, dass keine interkulturellen Ehen zwischen Indern und Ugandern geschlossen würden. Nur Ehen könnten das Steife und Starre in den Beziehungen beider Gruppen auflockern. Es sei inzwischen gar nicht

mehr so ungewöhnlich, dass Ugander Europäerinnen oder Amerikanerinnen heirateten. Aber das Konzept der Ehe im indischen Kontext sei kompliziert: „Soweit ich das beurteilen kann, spielen bei einer indischen Hochzeit nicht nur soziale, sondern auch wirtschaftliche Gesichtspunkte eine Rolle. In diesen geschlossenen Systemen soll das Vermögen möglichst in derselben Großfamilie oder Kaste verbleiben. Jemand von außen würde die interne Struktur der zersplitterten indischen Gesellschaft nicht verstehen.“

Als der 1944 geborene Yoweri Kaguta Museveni nach Jahren im Untergrund und Führer einer Rebellenarmee 1986 an die Macht kam, verkündete er schon bald seine Politik der nationalen Aussöhnung. Viele vermuteten, er täte das nicht, um das Land zu einen. Viel wichtiger sei es ihm, Zeit zu gewinnen, um seinen Machtapparat zu installieren. Museveni gab den alten und immer noch mächtigen Königreichen in Uganda viele Rechte zurück. Er lud sogar die alten Despoten Obote und Amin zurück ins Land ein. Hatten bisher immer Führer aus dem wirtschaftlich und politisch instabilen Norden die Geschicke des Landes gelenkt, so war mit Museveni nun ein Vertreter der Ankole aus dem Südwesten an der Macht. Gleichwohl wollte Museveni immer eine Regierung über alle Religionen und Volksgruppen hinweg bilden. 1995 wurde eine erste Verfassung verabschiedet. Fragwürdig war eine Verfassungsänderung, die es Museveni erlaubte, nach zwei Amtszeiten 2006 erneut zu kandidieren. In den Medien, die sich nach Jahren der Zensur erst langsam entwickeln, wird er sogar mit Zimbabwes Diktator Robert Mugabe verglichen. „Es ist egal, ob ein Führer einen zivilen oder militärischen Hintergrund hat. Generell führt absolute Macht zu Missbrauch. Ein wahrer Führer muss wissen, was gute Regierungsführung beinhaltet, nämlich Gerechtigkeit und die Einhaltung der Menschenrechte. Es muss ein System entstehen, dass die Bedürfnisse der Menschen versteht, auf sie eingeht.“ Peter Atekyereza betont, dass Aussöhnung – ob nun zwischen rivalisierenden Volksgruppen in Uganda oder zwischen Ugändern und Indern – ein zweischneidiges Schwert sei: „Wir Ugander gelten in ganz Afrika als sehr tolerant und gastfreundlich gegenüber Ausländern. Die Frage ist aber, bis zu welchem Grad diese Gastfreundschaft reicht. Wie bewertet das Gegenüber sie. Wenn ich mich jemandem nähere und er mir signalisiert, dass ich verschwinden soll, werde ich das tun. Es geht um gegenseitigen Respekt, um gegenseitiges Zuhören. Nicht um Hierarchien, wer höher oder niedriger in der gesellschaftlichen Ordnung anzusiedeln ist.“ Nur so könnten Vorurteile und Barrieren, die immer noch bestünden abgebaut werden. Es gäbe eben Leute, wie die Industriellen Mahendra Mehta und Mannubhai Madhvani, die durch ihre Fabriken einem ganzen Distrikt zu Wohlstand verholfen hätten. „Die lokale Bevölkerung würde es nicht zulassen, wenn diesen Mäzenen etwas passieren würde.“ Und dann gäbe es immer wieder Fälle, wo

Einheimische harte und schmutzige Arbeit verrichteten und am Ende des Tages ohne Lohn davongejagt würden, sich auf keinen Vertrag oder sonstige legale Vereinbarungen berufen könnten. „Echte Aussöhnung ist ein Prozess und funktioniert nur, wenn sie von beiden Seiten ehrlich gemeint ist. Ansonsten reden wir von Kosmetik.“

9. „Nicht für das Leben, für Indien lernen wir“ – Die Delhi Public School in Kampala

Es ist schon eine ganz besondere Szenerie. Die Augen geschlossen, die Hand auf die Brust gelegt erschallt es ehrfurchtsvoll aus mehr als 200 Kinderkehlen: „Hindustan hamaara hamaara, saare jahan se accha“, unser Indien, das beste Land der ganzen Welt. Eine Szene, wie sie sich jeden Morgen in Tausenden von indischen Schulen vor Beginn des Unterrichts abspielt. Die Kinder in ihren adretten Schuluniformen sammeln sich im Innenhof, beten und singen. So stimmen sie sich auf den Tag ein und werden zu einer eingeschworenen Gemeinschaft. Doch hier um 8:30 Uhr morgens in Kampala wird der Gesang nun dünner: „Oh! Uganda, may God uphold thee. We lay our future in thy hand... For our own dear land, we'll always stand. The Pearl of Africa's crown.“ Die ugandische Nationalhymne kennen an der Delhi Public School, der einzigen Schule in Uganda, in der nach indischem Lehrplan unterrichtet wird, noch längst nicht alle Kinder auswendig. 2005 wurde die Schule eröffnet – ein riesiger Erfolg. Jedes Jahr verbucht sie neue Rekorde bei den Neuanmeldungen. Die Schule sei ein richtiger Treffpunkt für die in Kampala lebenden Inder geworden, findet Alpna Bhatnagar aus Rajasthan, die Hindi unterrichtet und gerade das Alphabet an die Tafel schreibt. „Egal aus welchem Bundesstaat Indiens sie nun kommen, ob aus dem Punjab, Gujarat, Südindien, Nordindien, hier mischen sich alle.“ Niemals würde so das Gefühl aufkommen, nur eine Minderheit in einem fremden Land zu sein. Keiner müsse seine eigene Identität aufgeben. „Ich hatte selbst Angst, als ich mit meinem Mann nach Uganda gekommen bin.“ Man wisse eben nicht, was einen in der Fremde erwarte. Aber die Ugander seien sehr gastfreundlich.

„Wir leben hier weit weg von unserer Heimat. Es ist unsere Pflicht, unsere Kultur auch in der Ferne am Leben zu halten. Alle unsere Schüler sind Inder, alle Lehrer sind Inder und vom Gärtner über den Wächter am Tor fast alle Bediensteten auch“, berichtet die stellvertretende Direktorin der Schule, Mary Jacob, während sie einen Rundgang mit mir durch das mehrgeschossige Gebäude macht. Sie trägt einen eleganten Salwar Kurta aus Seide, ein indisches Hosenkleid mit reich besticktem Schal. Ande-

re Lehrerinnen tragen auch Sari, das traditionelle indische Wickelgewand. Westliche Kleidung sehe ich nirgends. Doch dies ist auch im eher konservativen Indien so. „Good Morning, Mam“, überall springen die Kinder auf und grüßen kerzengerade. Die Räume sind blitzblank geputzt und in hellen Farben gestrichen, geräumig und großzügig ausgestattet. Selbstgemalte Bilder hängen an der Wand. Ein Luxus im Vergleich zu vielen ugandischen und indischen Schulen, in denen sich oftmals mehr als 40 bis 50 Kinder auf den schmalen Holzbänken drängen. Doch die müssen auch nicht zwischen 300 und 500 Dollar Schulgebühren für vier Monate zahlen, denke ich insgeheim. Schule als Statussymbol. Es gibt sogar einen Kindergarten, in dem bereits 3-Jährige Lesen, Schreiben und Rechnen lernen. Manchmal sei es schon ein wenig streng hier, klärt mich Mary Jacob auf, als sie meinen fragenden Gesichtsausdruck bemerkt. Es müsse eben viel auf die Disziplin geachtet werden, denn schließlich seien die Kinder, wenn sie mit ihren Eltern nach Indien zurückkehren würden, einem hohen Wettbewerbsdruck ausgesetzt. Die Konkurrenz in dem riesigen Land sei einfach zu groß. Bis zur 9. Klasse würde hier unterrichtet, bald soll der Unterricht auch auf höhere Klassen ausgedehnt werden. Welche Fächer denn angeboten würden, frage ich. „Oh alles, wir legen großen Wert auf die Naturwissenschaften, Mathematik und die Sprachen. Aber die Kinder haben auch Musik- und Kunst-Erziehung, Computerkurse, gehen Schwimmen oder Rollschuhlaufen.“ Und welche Sprachen würden unterrichtet? „Englisch, Hindi und seit neuestem auch Französisch“, antwortet Mary Jacob stolz. Ja und irgendeine einheimische Sprache, Luganda oder meinetwegen Kisuaheli? frage ich sie neugierig. Nein, hier in Uganda würden die meisten Menschen sehr gut Englisch sprechen. Verwundert schaut sie mich mit ihren hellen grünen Augen an. „Außerdem lernen gerade Kinder im Spiel mit ihren einheimischen Freunden aus der Nachbarschaft sehr schnell. Selbst wenn die Eltern eine Sprache nicht sprechen, sprechen die Kinder sie.“ Korrekt, denke ich. Falls die Kinder denn tatsächlich einheimische Freunde haben.

Es ist spät geworden, kurz nach halb vier. Shashi Nair aus Kerala in Südindien holt gerade mit seinem riesigen, in der Sonne funkelnden Jeep seine Tochter ab. Er sei nun seit 11 Jahren hier, seine Familie habe er später nachkommen lassen, als klar war, dass er eine Weile in Uganda bleiben würde. „Sehen Sie, als Vater wollen Sie nur das Beste für Ihre Kinder. Sie wollen, dass ihre Zukunft gesichert ist. Wir werden nicht dauerhaft hier bleiben, unsere Heimat ist und bleibt Indien“, sagt er nachdenklich. Als Vater wolle er den Erfolg seiner Tochter sichern, so dass sie ein gutes Leben führen könne. „Ich möchte ihr das nicht verbauen, nur weil ich mich für die falsche Schule entschieden habe.“ Mein Blick fällt auf eine riesige Tafel am Eingang des

Schulgebäudes. „In der Schule sind die Lehrer wie Eltern. Zuhause sind die Eltern Lehrer. Und das Kind ist der Mittelpunkt unserer Welt.“

10. Jinja – Der Glanz glorreicher Zeiten oder das Benares am Nil

Jinja ist ein ziemlich verschlafenes Städtchen und hat so gar nichts von dem, was man sich unter einer pulsierenden Industriestadt vorstellt. Etwa 80 Kilometer östlich von Kampala gelegen, ist Jinja mit derzeit etwa 120.000 Einwohnern die viertgrößte Stadt des Landes. Sie gewann ab dem Jahre 1900 an Bedeutung, lag sie doch an einer wichtigen Eisenbahnlinie nach Kenia. Baumwollfarmen, Zuckerrohrplantagen, die strategisch günstige Lage am Nil, der Owen Falls Damm und die Kraftwerke, die die Stadt mit Strom versorgten, machten Jinja ab 1950 für knapp 30 Jahre zu einem wichtigen Handelszentrum. Hier siedelten sich die ersten Inder an, die mit den Briten zum Eisenbahnbau nach Uganda gekommen waren. Doch Jinja wurde schnell zu einer geteilten Stadt. Die Weißen, zu denen neben den Briten auch die Inder gehörten, lebten in der Nähe des Lake Victoria, am Yachthafen und am Golfclub. „Das ist leider noch heute so. Manche Viertel sind fast rein indisch“, sagt Kaushik Shah, der Vorsitzende der „Indian Association“ in Jinja bedrückt. Immer wieder habe er seinen Landsleuten gesagt, sie sollen sich mehr mit den Einheimischen mischen, Feste zusammen feiern, nicht nur auf Geschäftsebene zusammenarbeiten. „Doch auf mich hört ja keiner“, Shah zuckt entnervt mit den Schultern und macht eine Handbewegung als wolle er sagen, ihm sei das inzwischen sowieso egal. Seit 1989 lebt Shah schon in Jinja. Ich schätze ihn auf Anfang bis Mitte 50, traue mich aber nicht zu fragen. Seine älteste Tochter, 1985 geboren, sei inzwischen glücklich in Australien verheiratet, berichtet er mit stolz geschwellter Brust. Die Jüngere habe in den USA studiert und einen guten Job in Minneapolis gefunden. Aus indischer Sicht hat Shah damit sein Lebenswerk verrichtet – hart gearbeitet und aufgrund eigener Entbehrungen seiner Familie und vor allem seinen Kindern eine Zukunft ermöglicht. „Ich bin erleichtert. Meine letzten Lebensjahre will ich in Indien verbringen. Spätestens 2011 werden meine Frau und ich Uganda verlassen.“

Bis zu ihrer Ausweisung 1972 befand sich fast der gesamte Handel in Jinja in den Händen der Inder, ob es nun um Zement oder Holz ging, um Häuser zu bauen, um die Bereitstellung von Maschinen für die Landwirtschaft oder um Textilien aus der blühenden Baumwollindustrie. Die Inder waren es, die in Uganda die ersten Schulen bauten und damit als Ärzte oder Anwälte weitere Aufgaben in der Gesellschaft übernahmen. Nur die wenigsten Ugander konnten Mitte des letzten Jahrhunderts ihre Kinder zur Schu-

le schicken. Die Familien waren mit 8 bis 10 Kindern durchschnittlich zu groß, um alle Kinder auszubilden. Zudem arbeiteten die meisten Menschen in der Landwirtschaft, da wurde jede Hand gebraucht. Dies erklärt, warum 1968 in der riesigen Jinja Secondary School von über 500 Kindern, nur etwa ein Dutzend einheimische Kinder, ein britisches Kind und der Rest indische Kinder waren. Noch immer zeugen die Häuser in Jinja vom alten Glanz. Auf vielen ist der Name des Erbauers eingraviert: „Mitha Mansion“ 1949 ist da zu lesen oder „Aarti Mansion“ oder eine kunstvolle Gravur: Die Kosten dieser Mauer wurden von Sheth Devjibhai Khindocha gespendet, 1947. Von den 2.000 Indern, die hier in Jinja leben, sind vielleicht eine Handvoll vor der Ausweisung da gewesen.

Es wird voll in Kaushik Shah's Laden im Zentrum von Jinja. Wir hatten uns für das Gespräch in eine kleine Ecke zurückgezogen, zwischen die riesigen Regale voller Nägel, Leisten, Farben und Lacke. Seine Frau hat uns einen starken schwarzen Tee gebracht, mit viel Milch und Zucker aufgekocht. Doch die Kunden rufen nach Kaushik Shah, ihrem Mzee, was in Uganda soviel wie alter, weiser Mann bedeutet. „Sie haben mir sogar einen einheimischen Namen gegeben. Kalirenge. Meine Kinder wurden überall Toto Kalirenge gerufen. Die Kinder von Kalirenge.“ Selten hat ein Interviewpartner so ehrlich Probleme angesprochen wie Kaushik Shah. „Die Inder haben Amin die Munition für seine Taten gegeben“, sinniert er. „Wir haben ihn zu dem gemacht, was er war. Wir denken eben nicht, dass Uganda unsere Heimat ist.“ Hätten die Inder damals wie heute so gedacht, würden sie Uganda viel mehr Respekt und Achtung entgegenbringen. Vor allem auch den Menschen hier. Wie oft kämen Inder zu ihm, die über ein Touristenvisum eingereist seien. Bei irgendeinem Verwandten oder einem Freund würde dann illegal gearbeitet. „Klar, dass die irgendwann auffliegen müssen.“ Kriminell sei das alles. Sogar zum Putzen ließen manche unqualifiziertes Personal aus Indien kommen. Den nach Uganda geschleusten jungen Männern würden dann die Pässe abgenommen. So könnten sie nicht weglaufen. Eine schier ausweglose Situation. Warum lassen sich denn so viele darauf ein, nach Uganda zu kommen? frage ich. Viele wollten gar nicht nach Afrika, sagt Shah: „Die wissen doch gar nicht, wo Uganda überhaupt liegt. Die können noch nicht mal Englisch. Viele Probleme entstehen durch Sprachschwierigkeiten. Alle in Indien träumen von einem Leben in den USA oder Großbritannien. Sie denken, sie können hier in 2 bis 3 Jahren schnell gutes Geld verdienen, Uganda als Durchgangsstation nutzen um ihr Ziel zu erreichen.“ Doch das klappe eben fast nie. So als sei es ihm peinlich, dass er dermaßen über seine Landsleute schimpfe, fügt Kaushik Shah hastig hinzu: „Wissen Sie, als ich 1989 nach Jinja kam, gab es hier noch nicht mal Brot und Salz in Geschäften. Wir Inder haben zumindest die Versorgung

gesichert. In jedem kleinen Dorf in Uganda finden Sie heute einen kleinen Kramladen. Da wo keiner hingehen will, machen wir einen Laden auf.“ Von den 15 bis 16 Supermärkten in Jinja würden vielleicht ein oder zwei von Einheimischen geführt.

Ich muss an Barbara Wybar denken, eine amerikanische Entwicklungshelferin, die ich in Kampala kennen lernte. Wir unternahmen gemeinsam einen Ausflug zu den atemberaubenden Murchinson Falls und kamen auf der Fahrt dorthin ins Gespräch. Barbara Wybar ist eine echte Macherin, hat vier Kinder groß gezogen. Jetzt arbeitet die immer gut gelaunte Lehrerin in Bududa im Osten Ugandas und versucht, jungen Menschen eine Ausbildung zu ermöglichen. Sie erzählte mir, wie sie einen ihrer Mitarbeiter zu einem indischen Supermarkt geschickt hatte, um einige Pakete Seife abzuholen. Sie hatte vorher beim Inhaber angerufen, der sie immer vorbildlich bedient hatte. Kaum habe er aber den einheimischen Mitarbeiter von Barbara Wybar vor sich gehabt, hätte er ihn erst ignoriert, dann das Geld kassiert und darauf bestanden, dass von viel weniger Paketen Seife die Rede war. Solche „Missverständnisse“ passierten fast immer, wenn sie einen einheimischen Kollegen schicke. Irgendwas sei also schon dran an den Gerüchten, dass die Inder sich den Einheimischen gegenüber arrogant verhielten, hatte Barbara Wybar noch hinzugefügt.³

Kaushik Shah ist noch am Grübeln. Er schätze die Mentalität der Einheimischen sehr. Das freundliche Grüßen, interessiert nach dem Befinden des Gegenübers und seiner Familie fragen, Zeit haben für den anderen. Dieses echte Interesse sei etwas ganz Besonderes, pflichtet seine Frau bei. Dennoch sei es nicht leicht für die Inder hier. Auch heute noch würde er manchmal beschimpft, obwohl es den Indern hier im Vergleich zu Kenia und Tansania sehr gut ginge. Doch als es ans Verheiraten seiner Tochter ging, wurde ihm das ganze Dilemma seiner Situation bewusst. „Nach über 20 Jahren fernab der Heimat, kannte uns in Indien keiner mehr, keiner kannte meine Tochter. Neun Monate mussten wir in Indien verbringen, bis ich endlich einen passenden Mann gefunden hatte.“ Da viele um die Geschichte der Inder in Uganda wussten, hätten sie Vorbehalte gehabt. Oder weil er im Ausland lebe soviel Mitgift verlangt, dass er ablehnen musste. „Na idhar ke, na udhar ke – weder hier, noch dort wirklich zugehörig.“ Ein Leben in zwei Welten kann doch sehr schwierig sein, denke ich. Hätte es denn in Uganda keine heiratsfähigen Männer gegeben, vielleicht sogar einheimische Freunde? Falsche

³ Manche (helleren) Inder haben selbst in Indien dunkelhäutigeren Menschen gegenüber Vorurteile. Dies hängt mit dem weit verbreiteten Irrglauben zusammen, dass eine hellere Hautfarbe automatisch mit Wohlstand zusammenhängt. Gleichsam müssen nach dieser Theorie dunkelhäutigere Menschen eher harte Arbeit in der sengenden Sonne verrichten, gehören womöglich niederen Kasten an und sind ärmer. Eine helle Hautfarbe ist – glaubt man den Heiratsanzeigen – noch immer in Indien eine Art Statussymbol.

Frage denke ich noch in dem Moment, in dem ich sie ausgesprochen habe. Doch Kaushik Shah schaut mich bereits völlig entgeistert an. Oh nein! Es gebe natürlich Shajs, also Angehörige seiner Religionsgemeinschaft, den Jains, in Uganda. Doch in den wenigen Familien hätte es keine jungen Männer im passenden Alter für seine Tochter gegeben. Und dann lacht er, ob des obskuren Gedankens einer interkulturellen Hochzeit: „Schauen Sie, unsere Kulturen sind SO unterschiedlich. Das fängt schon beim Essen an, wir sind strenge Vegetarier und sie essen Fleisch.“

Bevor ich mich auf den Rückweg nach Kampala mache, schaue ich noch schnell im Vishwakarma-Tempel im Zentrum von Jinja vorbei. Vishwakarma ist der Gott der Handwerker und Baumeister, Erschaffer des Universums, der meistens mit heller Haut und als alter, weiser Mann mit Bart dargestellt wird. Ich ziehe meine Schuhe aus und bedecke aus Respekt wie vorgeschrieben mit einem Schleier mein Haar. Der Gebetsraum ist besonders geschmückt. Einige Frauen sitzen schwatzend in ihren schweren Saris auf dem hellen Steinboden und bereiten auf Metalltellern Früchte wie Bananen und Trauben, Kokosnüsse und Süßspeisen als Darreichungen für die Gottheit vor. Sie wollen in der Andacht (Puja) am Abend für das Wohl ihrer Ehemänner und ihrer Familie und für Wohlstand beten. Streng fragt mich Pundit Bharat Bhatt, der oberste Priester im Tempel, wer ich sei. Ich stelle mich höflich vor, doch dann werde ich nach meiner Kaste gefragt. Ich bin entsetzt. Selbst auf meinen unzähligen Reisen nach Indien wurde ich noch nie mit einer solch persönlichen Frage – noch dazu in einem Tempel, der jedem offen stehen sollte – belästigt. Schließlich wurde das Kastensystem kurz nach der Unabhängigkeit Indiens 1947 offiziell abgeschafft. Ich habe Glück. Meine indische Familie gehört zu den Vishwakarma-Brahmanen. Diese Aussage führt bei Bharat Bhatt zu einem freudigen Entzücken. „Wissen Sie, Jinja ist wie Benares. Sie wissen ja, dass Benares an den Ufern der Mutter Ganga (Ganges) liegt und eine der heiligsten Städte Indiens ist. Es gibt dort Stätten zur Verehrung der drei großen Götter im Hinduismus – Shiva, Vishnu und Brahma. Und auch wir haben hier in Jinja drei Tempel. Einen für Shiva, einen für Vishnu und unseren Vishwakarma-Tempel. Und wir haben den Nil. Jinja ist also unser Benares am Nil.“

11. Gulu – Von der verbindenden Kraft der Liebe und des Sports

Die Postbusse sind angeblich die zuverlässigste und billigste Reisemöglichkeit in Uganda. Mindestens eine Stunde bevor der Bus abfährt, solle ich am Fahrkartenschalter sein, hatte man mir eingeschärft. Denn der Andrang sei groß. Großes Getuschel bei meinen etwa 30 Mitreisenden, als ich einstei-

ge. Mehrere Männer transportieren Hühner in Plastiktüten, einer hat zwei an den Füßen zusammengebunden und sie sich kopfüber über die Knie gelegt. Ich glaube, sie sind aufgrund der Tortur bewusstlos geworden, manchmal zuckt eines von ihnen. Ich bin die einzige Weiße, werde als Mzungu deshalb auch gebührend bestaunt und von meiner netten Sitznachbarin mit Leckereien verwöhnt. Jedes Mal, wenn wir halten und von den Händlern durch die offenen Fensterscheiben bestürmt werden, kauft sie mir etwas. Mal einen Maiskolben, mal Muchumo, das sind knusprige Fleischspieße, mal Mandazi, das sind ugandische Doughnuts, die frisch herrlich schmecken, wenn sie jedoch mehr als einen Tag alt sind, wie Blei im Magen liegen. Nur einmal gibt sie mir die Chance, selbst etwas für uns zu bezahlen. Ich darf zwei Flaschen Wasser kaufen. Immer wieder fällt mir auf, wie viel die meiner Meinung nach ohnehin sehr hübschen Uganderinnen für Kosmetik und Schönheit ausgeben, egal welchem der unzähligen Clans sie nun angehören. In den Geschäften gibt es dutzende von Cremes, die die Haut angeblich sanfter, heller und schimmernder machen sollen. In Schönheitssalons sitzen die Damen über Stunden und lassen sich ihre Haare zu feinen Zöpfen flechten, die dann wie bei meiner netten Reisebegleitung zu 6 großen Schnecken zusammengefasst werden. Auch Finger- und Fußnägel sind oft kunstvoll lackiert und mit kleinen Steinen verziert.

Gulu ist mit schätzungsweise 190.000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt des Landes. 380 Kilometer sind es von Kampala bis dorthin. Doch wegen der Schlaglöcher, denen der Busfahrer bei knapp 80 Stundenkilometern in halsbrecherischer Manier ausweicht und einiger Tagesbaustellen brauchen wir fast 7 Stunden. Ab und an hält der Bus, um Postsäcke ein- und auszuladen. Die Landschaft ist atemberaubend, so viele satte Grüntöne habe ich noch nie gesehen. Doch je weiter wir nach Norden kommen, umso karger wird es und die charakteristischen Lehmhütten in runder Bauweise werden mehr. Genauso wie die Hinweisschilder der Hilfsorganisationen, die sich zu hunderten hier angesiedelt haben. Die Menschen sind es leid, immer wieder auf den Konflikt angesprochen zu werden. „Ja, es war schlimm“, sagt auch meine Sitznachbarin, die in Kampala als Sekretärin arbeitet und Freitag bis Sonntag immer zu ihrer riesigen Familie fährt. „Aber es ist nun hoffentlich vorbei.“ Gulu ist eine geschundene Stadt. Sie erlangte traurige Berühmtheit als Geburtsort des inzwischen sogar vom Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag gesuchten obskuren Rebellenführers Joseph Kony. Dieser hatte seit den 1990er Jahren seine Lords Resistance Army aufgebaut und vor allem im Norden durch Unterstützung aus den Nachbarstaaten Sudan und der Demokratischen Republik Kongo für Angst und Schrecken gesorgt: Zehntausende verloren in diesem Konflikt ihr Leben, 25.000 als Kindersoldaten ihre Kindheit, zwei Millionen Menschen wurden zu Flüchtlingen im eige-

nen Land und siechen in Flüchtlingslagern dahin. Seit 2006 hält die Waffenruhe, die im Februar 2008 in einem Abkommen zwischen der ugandischen Regierung um Präsident Museveni und der LRA besiegelt wurde. Obwohl sich immer noch Gerüchte halten, dass Kony sich mit Hilfe von Kräften aus dem Sudan und dem Kongo neu zu formieren versuche.

Kulwender Sharma ist 26 Jahre alt, kommt aus Rajasthan. Er arbeitet derzeit bei den Vereinten Nationen in Gulu im Transport- und Logistikwesen, wie fast alle Inder und Pakistaner vor Ort. Die meisten dieser 40 bis 50 Männer sind aufgrund der schwierigen politischen Lage und den immer noch ungemütlichen Verhältnissen in Gulu ohne ihre Familien gekommen. Oft hausen mehrere von ihnen zusammen in einer Wohnung. Das heißt, dass wie bei Kulwender Sharma der Kühlschrank eher leer ist, die Vorräte an Bier aber immer aufgefüllt sind. Zurückhaltung aufgrund der Religions- oder Regionszugehörigkeit innerhalb der indisch-pakistanischen Community wie in Kampala gebe es hier nicht. Erst vor ein paar Wochen hätten sie hier drei illegal eingereiste Bangladeshis aufgegriffen, die Schleppern ziemlich viel Geld gegeben hätten. Den armen Gestalten wurde kurz vor der Grenze zum Sudan gesagt, sie sollten weiter nordwärts laufen, dann würden sie nach Kenia kommen. Von dort gebe es angeblich genug Möglichkeiten, nach Großbritannien zu kommen.

Mit dem schweren Motorrad von Kulwender Sharma machen wir uns auf den Weg, vorbei an einem Reifen- und Elektroteile-Laden, über dem in bunten Lettern „Maharaja“ steht. Vorbei an einem alten verfallenen Tempel, auf dessen Gelände direkt daneben eine Schule gebaut wurde. Kulwender Sharma will mit mir Abdullah Mohmeed Sumar besuchen. Der knapp 90-Jährige kam 1939 nach Uganda. Die Überfahrt mit dem Schiff dauerte wegen des schlechten Wetters fast zwei Wochen. 1951 siedelte er sich in Gulu an, 1953 heiratete er. Seine Frau, Kinder und Enkelkinder leben in London. „Vor der Ausweisung dachten viele wohl, sie seien etwas Besseres.“ Selbst wenn sie irgendwo nur Tee bestellten, hätten sie die Kellner regelrecht tyrannisiert. Abbu Uncle, Onkel Abbu, wie Abdullah Sumar nur genannt wird, sitzt inzwischen im Rollstuhl. Er ist schwach geworden, kann auch nicht mehr deutlich sprechen, hat kaum noch Haare. Doch von seiner Erinnerungskraft hat er nichts verloren und vor allem ist Abbu Uncle ein grandioser Witzeerzähler. „Ich war ein richtiger Womanizer. Jeden Tag kamen Dutzende von Mädchen zu mir. Schließlich verkaufte ich während meiner Zeit in London Jeans.“ Bei anderen seiner Witze schaue ich betreten zu Boden. Die sind nämlich ziemlich derb.

Plötzlich öffnet sich die Tür. Eine wohl gerundete – was als schön gilt – ebenfalls etwas ältere Uganderin in einem bunten traditionellen Gewand öffnet die Tür. Ein Strahlen huscht über Abbu Uncles Gesicht, erfasst so-

gar seine Augen. Auch seine Frau strahlt und begrüßt freudig ihren Mann. Das sei ja etwas ganz Besonderes, eine Ehe zwischen einem Inder und einer Uganderin, sage ich, um irgendetwas zu sagen. „Na und? Alle sagen, das geht nicht. Wir sind das beste Beispiel, dass es funktionieren kann. Jeder Tag ist ein Kampf, man muss soviel lernen, immer aufmerksam bleiben. Aber es lohnt sich.“

Der nächste Tag, den ich in Gulu verbringe, ist ein Sonntag. Jeden Sonntag am frühen Nachmittag treffen sich Kulwender Sharma und seine „Jungs“ zum Cricket-Spielen auf einem riesigen Sportplatz. Cricket ist Indiens Nationalsport, fast schon eine eigene Religion. Jeder kleine Junge hat in Indien einen Cricketschläger zu Hause, Stars wie Sachin Tendulkar oder Mahendra Singh Dhoni werden wie Götter verehrt. Einige Ugander spielen gerade Fußball, einige Basketball. Einige kleine Kinder verstecken, andere Fangen. Seelenruhig stellt Kulwender Sharma die Teams zusammen. Spricht ab, wer Schlagmann (Batsman) ist, markiert das Spielfeld. Das Spiel beginnt. Cricket ist ein sehr langsames Spiel und aufgrund seiner komplizierten Regeln außer mit Baseball mit keiner anderen Sportart vergleichbar. In Uganda ist es gänzlich unbekannt, obwohl das Land zum Commonwealth gehört. Um das markierte Spielfeld sammeln sich langsam ein paar junge Männer. Kulwender Sharma und seine Spieler lachen und scherzen laut über verpatzte Schläge, machen Anspielungen auf große indische Cricket-Stars. „Was spielen die denn da?“, fragt mich einer der jungen Männer irgendwann. „Ist das Hockey?“ Nein, das ist Cricket. Ach so. Fünf Minuten später fasst er sich erneut ein Herz. „Ich würde das gerne lernen.“ Ich rufe Kulwender Sharma. „Super, dass Du mitmachen willst. Wir suchen noch jemanden für eine Position. Ich erkläre Dir erst mal, was Du jetzt zu tun hast. Ach ja, komm ruhig nächsten Sonntag wieder vorbei. Dann wirst Du es schnell lernen“, Kulwender Sharma setzt dem jungen Ugander seine Kappe auf. „Ok, Friend. I will be there“, antwortet der glücklich.

12. Danksagung

„Die Welt ist ein Buch. Wer nicht reist, sieht nur eine Seite davon“, heißt es in einem berühmten Zitat. Mein aufrichtiger Dank geht deshalb zunächst an die Heinz-Kühn-Stiftung, die mir das sechswöchige Stipendium in Uganda ermöglicht hat – „eine neue Seite in meinem Buch“. Vor allem bei Ute Maria Kilian möchte ich mich herzlich bedanken, für Geduld und Zuspruch bei Vor- und Nachbereitung der Reise. Regine Hess, stellvertretende deutsche Botschafterin in Uganda, sei gedankt für ihre wertvollen Tipps für das Weiterkommen im Land und ihr unglaubliches Fachwissen, das mich sehr

beeindruckt hat. Großes Dankeschön auch an den unermüdlichen Jude Musoke, der vieles möglich machte, was ich allein wohl nicht geschafft hätte; stellvertretend für den DED Bodo Immink für die Gastfreundschaft; Naren Mehta und Anil Jain von der „Indian Association of Uganda“ in Kampala, Kaushik Shah in Jinja für seine ehrlichen Antworten. Dr. Lioba Lenhart in Gulu für die Idee und Hilfe, auch in diesem Teil Ugandas auf Spurensuche für mein Thema zu gehen und Kulwender Sharma von der UN, wo auch immer er nun sein mag. Zum Schluss gilt mein Dank den Industriellen Mahendra Mehta und Mannubhai Madhvani, die mir fast einen ganzen Tag ihrer Zeit und Aufmerksamkeit schenkten und mich in ihren Erzählungen mit auf eine Zeitreise nahmen: „Was vergangen ist, ist vergangen, und auch das Jetzt vergeht. Darum lebe Deine Zukunft jetzt.“